

**Erich Donnert: Altrussisches Kultur-Lexikon.** Verlag VEB Bibliographisches Institut. Leipzig 1985. 370 S., davon 144 S. Abb. (88 farbig), außerdem 129 Abb. i. T.

Bilderbücher mit dem Anspruch wissenschaftlicher Information mögen dem visuellen Zeitgeist entsprechen, aber auf die Qualität kommt es an. Nun ist an der Qualität der Abbildungen nichts auszusetzen, auf schönes Drucken hat man sich in Leipzig seit jeher verstanden. Leider gilt vom Text nicht das Gleiche. Zwar läßt das Vorwort den Leser wissen, daß Altrußland „von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jh.“ reicht, aber was er unter dem Begriff „Kultur“ zu verstehen hat, bleibt ihm verborgen. Das wird ihm Kopfzerbrechen bereiten, wenn er z. B. feststellt, daß sich zwischen den Stichwörtern „Moskau“ und „Moskauer Kreml“ nicht weniger als viermal das Stichwort „Moskauer Aufstand“ findet (... von 1547, ... von 1648, ... von 1662, ... von 1682, insgesamt 12 Spalten Text). Gibt es vielleicht so etwas wie eine Aufstandskultur? Schließlich pflegt man heute ja auch von politischer Kultur zu sprechen, was immer damit im Einzelfall gemeint sein mag.

Das ist nur ein Beispiel für zahllose Stichwörter, die sich zwar unmißverständlich auf Altrußland beziehen, aber mit Kultur im üblichen Verstande wenig oder gar nichts zu tun haben. Ein Beispiel, an dem sich übrigens nicht nur der total verworrene Kulturbegriff demonstrieren läßt, sondern auch weitere Qualitätsmerkmale verdeutlichen lassen. So heißt es zum Aufstand von 1547 wörtlich „Die Bojarenherrschaft beschleunigte zweifelsohne das Herannahen der Volkswoge“, und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob ein solcher Stil „die Bedürfnisse breiter Leser- und Benutzerkreise zu befriedigen“ vermag, was der Autor im Vorwort als seine Absicht erklärt. Nun kann man über die Angemessenheit sprachlicher Gestaltung gewiß verschiedener Meinung sein, aber ein Lektorat, das Verstöße gegen die Grammatik und sinnstörende Druckfehler beseitigt – sie nehmen mit dem Fortschreiten des Alphabetes zu – sollte man bei einem solchen Prachtband wohl erwarten dürfen. Anders liegt der Fall, wenn der Autor den Zaren Aleksej gut ein Jahrhundert später in Briefen an seine Wojewoden die Aufständischen als „Aufrührer und Gesindel verschiedener sozialer Gruppen“ bezeichnen läßt. Die Anführungszeichen stehen im Text, es handelt sich also um ein Zitat, aber doch wohl kaum aus den Briefen des Zaren, denn dafür ist die Formulierung bei aller Anerkennung für die fortschreitende Modernisierung Rußlands in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. doch zu wenig altrussisch. Wer oder was da sonst zitiert wird, läßt sich aber leider nicht feststellen, denn es ist in dem ganzen Band kein einziges Zitat belegt und zu keinem Stichwort auch nur eine einzige Quelle erwähnt, auf die sich die Angaben stützen. Nun mag das Nichtbelegen von Zitaten ein dem Vf. aufgezwungenes Editionsprinzip sein, für Übersetzungsfehler ist das keine Entschuldigung. Auch dafür ein Beispiel: Unter dem Stichwort „Mongolen“ gibt D. den Bericht der Hypatius-Chronik (Ipat'evskaja letopis') über die Eroberung Kiews durch Batu im Jahr 1240 wörtlich wieder, und da ist unter anderem die Rede davon, daß die Sturmgeräte „in der Nähe der Polen-Tore“ aufgestellt wurden. Ein ausgewiesener Kenner der altrussischen Geschichte sollte wissen, daß das kirchenslawische „vratá“ ein Pluraletantum ist, das „Tor“ bedeutet, und daß es im Jaroslawschen Mauerring des mittelalterlichen Kiew natürlich nur ein Polen-Tor gegeben hat. Oder stammt die Übersetzung gar nicht von ihm, und er hat das Versehen nur nicht bemerkt? Den „breiten Leser“ wird die Mehrzahl der Polen-Tore vielleicht verwundern, aber kaum zum Nachdenken über die Besonderheiten altrussischer Kultur anregen. Es gibt jedoch Fälle, in denen das gedankenlose Übertragen altrussischer Termini den Zugang zu eben diesen Besonderheiten verschließt.

Jeder sowjetische Fremdenführer, der deutschsprachigen Reisenden einen „Uspenskij sobor“ zu erläutern hat, bezeichnet diesen als Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale. D. tut desgleichen vor allem in zahlreichen Bildbeischriften mit einer Ausnahme, die sein Wissen beweist, daß russisch Uspenie nicht die Himmelfahrt, sondern das Entschlafen

(griech. Koimesis) der Gottesmutter bedeutet. Die Ausnahme betrifft die „Mariä-Entschlafens-Kathedrale im Fürstinnenkloster“ zu Wladimir (S. 69); aber ist diese korrekte Übersetzung nicht allein der Absicht zu verdanken, diese Kirche (in der russischen Fachliteratur als kleiner Uspenskij sobor in Wladimir bezeichnet) von der großen Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale am gleichen Ort (S. 54) zu unterscheiden? Das wäre eine Lappalie, ginge es nicht um das Verständlichmachen altrussischer Kultur. Diese Kultur war eine christliche, und die Verehrung der Muttergottes, ihres Entschlafens und ihres Schutzes hätte einen Zugang zu ihr öffnen können. Diese Chance wurde vertan, und das ist kein Zufall. Die christlich-geistliche Substanz der altrussischen Kultur bleibt D. ein Buch mit sieben Siegeln, ein aus ideologischen Gründen abzulehnendes dazu. Dementsprechend wird aus dem Hagiographen Epifanij Premudryj („Jepifani der Weise“) ein „kirchlicher Schriftsteller“, der die „Lebensbeschreibungen“ der „Kleriker“ Stefan von Perm und Sergij von Radonež verfaßt (S. 119), und die „frömmelnden Wolga-Starzen“ um Nil Sorskij werden vor allem deshalb gelobt, weil sie sich als „Hauptbegründer des Bodenprogrammes des Zaren“ erwiesen (S. 267). Altrussische Kultur also ohne Verständnis für altrussische Spiritualität in allen ihren Formen. Vergleicht man diese handfeste Negation mit neuerdings sehr behutsamen Formulierungen, mit denen sowjetische Mediävisten der Bedeutung des christlichen Weltbildes für ein Verstehen des alten Rußland gerecht zu werden versuchen, so wird man an weiter zurückliegende Entwicklungsphasen sowjetisch-osteuropäischer Historiographie erinnert.

Dieser Eindruck ergibt sich auch unter einem anderen Aspekt. Er wird deutlich in der Tendenz, die „Anfänge“ so weit wie möglich zurückreichen zu lassen, und negative Erscheinungen der altrussischen Geschichte dadurch zu relativieren, daß man die Vorangemommenheit nichtrussischer Quellen betont. So wird der sagenhafte Kij zwar als „vermeintlicher“ Gründer der Stadt Kiew eingeführt (S. 126), aber am Ende heißt es, daß er „wohl mit Recht als Gründer Kiews“ gelte (S. 127). Womit wir im 5. Jh. wären, und zum Erstaunen der Fachwelt ist auch vor einigen Jahren (1982) das 1500 Jahre-Jubiläum Kiews feierlich begangen worden. Maßgebender Patron solcher patriotischer Rückbezüglichkeit ist seit Jahrzehnten der angesehene Archäologe Akademienmitglied B. A. Rybakov. D. konnte freilich noch nicht wissen, daß die sowjetische Geschichtswissenschaft in eine Perestrojka geraten und dies zu einer scharfen Kritik an Rybakovs Umgang mit den Quellen führen würde („Kruglyj stol“: Istoričeskaja nauka v uslovijach perestrojki [„Am runden Tisch“: die Geschichtswissenschaft unter den Bedingungen der Perestrojka], in: Voprosy istorii, 1988, H. 3, S. 3–57, hier S. 28–30). Ein Trauma der russischen Geschichtswissenschaft ist seit jeher der erste gekrönte Zar Ivan IV. Groznyj, dem Westen vor allem als „der Schreckliche“ bekannt. D. weiß natürlich, daß sich seit der Vollrehabilitierung dieses Fürsten durch Stalin das Urteil der sowjetischen Kollegen über Ivan IV. erheblich differenziert hat, und das entsprechende Stichwort bietet die Fakten kurz, aber einigermaßen ausgewogen. Nur könnte man die Auswirkung der immerhin als terroristisch bezeichneten Opritschnina konkreter formulieren, als daß sie „zur Vernichtung umfangreicher Produktivkräfte führte“ (S. 116) – die Produktivkräfte waren nämlich Menschen.

Es war wohl die Bildmotivation des Bandes, die allen ausländischen Verfassern von Reise- und Erlebnisberichten ein eigenes Stichwort beschert hat. Da die Zahl dieser meist illustrierten Berichte mit der zweiten Hälfte des 16. Jhs. immer größer wurde, ergibt das eine nützliche Information, die allerdings noch wesentlich nützlicher wäre, wenn sie über die stereotype Feststellung hinaus, daß der Bericht durch die Russophobie des Autors geprägt sei, weiterführende bibliographische Hinweise böte. Nur in diesem Zusammenhang werden die ostmitteleuropäischen Länder erwähnt, sofern die Berichterstatter ihr Reiseweg durch diese führte.

Alles in allem ein alphabetisch geordnetes Sammelsurium teils zutreffender, teils fal-

scher Informationen, tendenziös in Auswahl und Darstellung, belastet durch unzählige Wiederholungen und nachlässige Korrektur, daher beim besten Willen nicht zu empfehlen, am allerwenigsten breiten Leserkreisen.

Köln

Günther Stökl

**Heinrich Bartel: Frankreich und die Sowjetunion 1938–1940.** Ein Beitrag zur französischen Ostpolitik zwischen dem Münchener Abkommen und dem Ende der Dritten Republik. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 24.) Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1986. 396 S.

In drei großen Einschnitten entschied sich das Schicksal der Staaten Ostmitteleuropas im 20. Jh.: 1918/20 durch die Entstehung des Cordon Sanitaire unter der Schutzmacht Frankreich mit seiner doppelten, gegen Deutschland und Sowjetrußland gerichteten Funktion; 1938/39 durch den Rückzug Frankreichs und den dadurch möglich gewordenen Zugriff Hitlers und Stalins auf die osteuropäischen Staaten, und schließlich 1945/48 mit der Durchsetzung der sowjetischen Hegemonie.

Die vorliegende Bonner Dissertation wendet sich den Krisenjahren 1938–1940 zu und betrachtet sie aus dem Blickwinkel der Beziehungen beider Flügelmächte, Frankreichs und der UdSSR, die noch 1935 in einem Bündnis die Stabilität des osteuropäischen Eckpfeilers gegen die zunehmend aggressive Außenpolitik des Dritten Reiches zu sichern versucht hatten. In seinem ersten Abschnitt widmet sich der Vf. zunächst den Folgen des Münchener Abkommens für die Ausrichtung der französischen Ostpolitik. Mit seiner Unterschrift hatte Frankreich auf seinen Anspruch als europäische Hegemonialmacht verzichtet. Das Verschwinden der Tschechoslowakei als eigenständiger politischer Faktor dokumentierte den endgültigen Zusammenbruch des Versailler Systems. Während Polen durch die Annexion des Teschener Gebiets seinen eigenen Großmachtanspruch zu untermauern versuchte, Rumänien resignierend stärkeren Anschluß an das Reich suchte, konstatierte Moskau das Ende des französisch-sowjetischen Bündnisses und des kollektiven Widerstands gegen Hitler.

In Frankreich setzte sich, wie Heinrich Bartel überzeugend darlegt, eine „Politik des Abwartens bei großer Wachsamkeit“ durch, ähnlich wie auch in Moskau. Im Verhältnis beider Staaten war ein „Zustand nahezu völliger Entfremdung“ erreicht worden. Erste Schritte zu einer umfassenden Vereinbarung mit dem nationalsozialistischen Regime deuteten auf die Bereitschaft Frankreichs hin, bei einem Wohlverhalten der Achsenmächte prinzipiell auf jedes Engagement in Ostmitteleuropa zu verzichten. Die „Ukraine-Frage“ wurde, nach der Gewährung der Autonomie an die Karpatho-Ukraine durch die Regierung in Prag, im Winter 1939 zu einem Dauerthema. Auch hier verhielt sich die französische Regierung gegenüber dem deutschen Taktieren abwartend, während Moskau höchst beunruhigt war. Erst die Besetzung Prags brachte für den französischen Außenminister Bonnet ein böses Erwachen aus seinem „Lebenstraum“ von einer deutsch-französischen Freundschaft. Ministerpräsident Daladier übernahm wieder die Zügel und zeigte sich entschlossen, dem weiteren Vorgehen Hitlers in Osteuropa mit allen Mitteln Einhalt zu gebieten. Bei der Rekonstruktion einer französischen Ostpolitik wurde das gespannte polnisch-sowjetische Verhältnis aber zum zentralen Problem.

Damit leitet der Vf. den zweiten Komplex seiner Darstellung ein, die sich umfassend mit den britisch-französisch-sowjetischen Bündnisverhandlungen im Sommer 1939 beschäftigt. Dabei tritt die Schwierigkeit Frankreichs zutage, das verlorene Terrain in Osteuropa zurückzugewinnen gegenüber den zögernden Briten und den mißtrauischen Sowjets, für die allein das Wort aus London zählte. Dabei war es Paris, das immer häufiger die Initiative in der Ostpolitik der Alliierten ergriff und sich bemühte, den